

ERNST SPENGLER

Psychotherapie und das Bild vom Menschen

Vortrag am 3. World Congress for Psychotherapy
Wien, Juli 2002

Der Titel dieses Vortrags stammt von meinem Buch, das im Jahr 2001 erschienen ist. Mit ihm habe ich eine innere Verpflichtung eingelöst, die mich seit dem Abschluss meines Studiums begleitet hat. Zuvor gelernter Schriftsetzer, begann ich 1957 an der Universität Zürich mit Germanistik, um später Zeitungsredaktor zu werden, doch nach dem Besuch eines Seminars bei Wilhelm Keller wechselte ich zum Hauptfach Psychologie. Ab Herbst 1958 begann ich zudem die Ausbildung zum Psychotherapeuten am CG Jung-Institut Zürich.

Kellers philosophische Anthropologie als Basis zum Verständnis des menschlichen Seins erschien mir zwar einerseits fürchterlich hochgestochen, insbesondere sprachlich und in der konsequenten Abstraktion aufs Formale, andererseits faszinierte mich diese Theorie, mit der das Wesen des Menschen endlich adäquater erfasst werden kann, und zwar *aus der menschlichen Seinsstruktur selbst*. Die meisten Theorien stützen nämlich dem menschlichen Sein unreflektiert Modellvorstellungen über, die aus Bereichen sachhaften Seins (zB Physik) oder animalischen Seins (Biologie) stammen. Doch damit wird die Erkenntnis des spezifisch Menschlichen verfälscht, wenn nicht gar verhindert. Doch hatte sich dies unter dem Diktat bestimmter Wissenschaftsparadigmen, für welche das Prädikat „wissenschaftlich“ faktisch monopolisiert wurde, derart eingebürgert, dass man es schon kaum mehr merkte.

Natürlich hatte ich grosse Mühe, das Verhältnis zwischen Sein und Seiendem zu verstehen. Manche haben es überhaupt nie begriffen. Am Jung-Institut rümpften einige die Nase ob solch „akademischer Psychologie“. Ein Student verstieg sich um 1962 zu einer spöttischen Zeitungsglosse mit dem Titel „Der seiende Professor“. Was er ahnungslos als zu bekicherndes tautologisches Geschwätz brandmarkte, ist aber gerade kein solches. Vielmehr handelt es sich um die ontisch-ontologische Differenz, wie sie Heidegger genannt hat. Sie erst ermöglicht das Verständnis der fundamentalen *Dialektik zwischen Sein und Seiendem* beim Menschen. Denn der Mensch ist beides: ein Seiendes unter anderem Seienden, er *ist* aber zugleich in einem transitiven Sinne sein Sein, oder anders gesagt, er vollzieht es, lebt es. Diese hier bloss angedeutete ontologische Sicht ermöglicht erstens die bereits erwähnte adäquatere Sicht der spezifisch menschlichen Seinsweise, insbesondere das Verständnis der *geistigen* Leistungen. Darüber hinaus bringt sie zweitens die Überwindung der erkenntnistheoretischen Scheidung Kants zwischen bloss denkbarem „Ding an sich“ und der erfahrbaren Erscheinung. Das halte ich für den bedeutendsten erkenntnistheoretischen Schritt der letzten 200 Jahre. Leider ist er noch kaum zur Kenntnis genommen worden!

Schon bei meiner Dissertation über das Gewissen konnte ich es nicht einfach bei einer Beschreibung der Auffassungen Freuds, Jungs und anderer belassen, sondern ich wollte herausarbeiten, welches *Menschenbild* und welche *Wissenschaftsauffassungen* jeweils dahinterstehen. Dabei hätte ich mich gerne tiefer in die erkenntnistheoretischen Konsequenzen des nicht weiter reduzierbaren Verhältnisses von Sein und Seiendem eingelassen, aber mir fehlten damals sowohl die Zeit – man muss ja ein Studium einmal abschliessen – wie auch die Kenntnisse

dazu. Und während der folgenden Jahrzehnte mit verschiedensten Tätigkeitsfeldern blieb kaum Zeit, ab und zu einen Vortrag, eine Vorlesung oder ein Seminar zu halten. 10 Jahre arbeitete ich als Redaktor an der „Neuen Zürcher Zeitung“, dann kamen 15 Jahre Teilzeittätigkeit an der psychiatrisch-psychotherapeutischen Klinik am Zürichberg. Zeitlich überlappend gab es 20 Jahre Führungsarbeit in einer politischen Partei und über 25 Jahre berufspolitische Aufbau- und Führungsarbeit in Berufsorganisationen, so im Schweizer Psychotherapeuten-Verband. Dazu gehörte beispielweise die gerichtliche Durchsetzung des Rechtes, im Kanton Zürich sich überhaupt Psychotherapeut nennen und selbständig diese Heiltätigkeit ausüben zu dürfen. Sozusagen nebenbei lief die Praxisarbeit und das Privatleben – ein Buch zu schreiben lag überhaupt nicht drin. Und dennoch krümmte sich in mir in all den Jahren so etwas wie ein Wurm der Unzufriedenheit, bis ich im Herbst 1999 endlich zu schreiben begann.

Sie wissen alle, dass die auf den Grundlagen Freuds, Jungs und anderer entwickelten analytischen Psychotherapierichtungen seit gut 10 Jahren heftig attackiert werden. Klaus Grawe in Bern hat sie in Gutachten, Büchern und Boulevardzeitungen zu „Auslaufmodellen“ herabgewürdigt, das Psychologische Institut der Universität Zürich wirft sie kurzerhand mit esoterischen Praktiken in einen Topf und spricht ihnen die „wissenschaftliche Fundiertheit“ ab. Prüft man, worin denn das Kriterium für Wissenschaftlichkeit gesehen wird, so reduziert es sich auf das Mess- und Zählbare. Das vom Forscher meist im Labor angelegte Experiment soll allgemeingültige Resultate produzieren. Aus dem Spektrum konkreter, meist vermischter Störungen wird eine möglichst eindeutige Symptomatik ausgewählt und unter Weglassung aller Komplikationen untersucht, um ein von Zufälligkeiten und anderen unklar fassbaren Einflüssen abgesichertes Resultat zu bekommen. Dieses gilt dann als allein gültig und wahr. Die unter solch künstlichen Bedingungen gewonnenen Erkenntnisse werden als „objektiv“ betrachtet, weil die „subjektiven“ Einflüsse des Beobachters möglichst eliminiert sein sollen. Die Wiederholbarkeit und die Vorhersagbarkeit von Abläufen sind weitere Kriterien; sie sollen die gesicherte Ordnung in Naturgesetzen belegen. Ein solches Forschungsparadigma ist aber schlicht realitätsverfremdend. Psychotherapieforschung muss heute mit naturalistischen Studien die *real vorkommenden Verhältnisse* zu erfassen suchen. Das ist natürlich viel schwieriger; man betritt Neuland und muss die Werkzeuge erst entwickeln wie etwa in der seit 1997 laufenden *Praxisstudie Analytische Langzeittherapien* (PAL), die unter der Leitung von Gerd Rudolf (Heidelberg) in Deutschland und der Schweiz die Wirksamkeit von Psychotherapien untersucht.

Inzwischen haben aber jene Naturwissenschaftler, welche die klassischen Wissenschaftskriterien geprägt hatten – die Physiker –, längst gemerkt, dass Messexaktheit, Vorhersagbarkeit oder „Objektivität“ keine sicheren erkenntnistheoretischen Pfeiler mehr sein können. Schon Heisenbergs Unbestimmtheitsrelation von 1927 brachte sie ins Wanken, und die sogenannte Chaostheorie (Theorie der nichtlinearen Gleichungen) hat in den letzten 20 Jahren die vermeintlich gesicherten Na-

turgesetze als blosse Wahrscheinlichkeiten entblösst, die in bestimmten Situationen einen unvorhersagbar anderen Fortgang nehmen können.

Freud hat die Ablösung des geozentrischen Weltbildes durch das heliozentrische und die Evolutionslehre Darwins als zwei grosse Kränkungen für das menschliche Selbstbewusstsein betrachtet. Seine Entdeckung der zumeist unbewussten Handlungsmotive des Menschen sah er als die dritte Kränkung (Spengler 2001, S 86). Ich zögere nicht, heute den Verlust des Wissenschaftsglaubens an „objektive Erkenntnis“, an kausale Determination und an allgemeingültige Naturgesetze als die vierte grosse Kränkung des menschlichen Machtstrebens über die Natur zu sehen. Sie führt bei vielen Wissenschaftsexponenten zu grosser Verunsicherung, die durch defensive Intoleranz und krampfhaftes Festhalten an den alten Wissenschaftsdogmen kompensiert wird.

Auf geisteswissenschaftlicher Seite ist – in den Fussstapfen von Edmund Husserl – auch die philosophische Anthropologie im 20. Jahrhundert bezüglich „Objektivität“ zu analogen Schlüssen gekommen. Die genaue Analyse der menschlichen Seinsstruktur ergibt, dass das menschliche Sein einerseits seiner selbst inne ist, was wir gemeinhin mit „Bewusstsein“ bezeichnen. Andererseits vollzieht es transitiv-intentional auch das Seiende der Welt, indem es ihm Bedeutungen verleiht. Seiendes ist somit nie unabhängig vom menschlichen Sein. Sein und Seiendes lässt sich unterscheiden, aber nicht trennen.

Alles Seiende muss von mir denkend-wahrnehmend vollzogen werden, und damit wird es unvermeidlicherweise auch von meiner Weise des Erkennens mitkonstituiert, die wiederum durch meine lebensgeschichtlichen Voraussetzungen und Bedingtheiten, die augenblickliche Gestimmtheit und meine intentionale Ausrichtung beeinflusst wird. Jung spricht von der „persönlichen Gleichung“, welche meine Wahrnehmung der Dinge beeinflusst (Jung 1920, § 8, § 1057), und Habermas hat auf die Interessen hingewiesen, welche die Erkenntnis leiten.

Ein Beispiel möge die völlig persönliche Wahrnehmung eines „Gegenstandes“ veranschaulichen: Ein *Baum* kann mir bei Hitze und stechender Sonne in erster Linie als willkommener Schattenspender erscheinen. Der Schreiner, der den selben Baum an einem kühlen Tag wahrnimmt, sieht ihn im künftigen Nutzaspekt als Rohstoff für die Möbelherstellung. Der romantische Dichter erlebt ihn als Symbol sinnenbeschwingender Natur. Dem Liebespaar mag er zum Erinnerungsmal für Liebesbekenntnisse und -erlebnisse werden. Dem Zoologen bedeutet er vor allem Lebensraum für Vögel, Insekten und kletternde Säuger. Mit andern Worten: Jeder Mensch hat einen ganz anderen wahrnehmenden Zugang zum scheinbar gleichen Baum. Jeder gibt ihm eine andere Bedeutung. Ich selber kann, je nach Situation, den nämlichen Baum mit anderen Bedeutungen versehen, und oft fällt es schwer, ausser der spontan dominierenden Sichtweise auch andere wahr- bzw. ernstzunehmen. Wer vermöchte also eine allein und allgemein gültige, „objektive“ Aussage über die „Natur“ dieses Baumes zu formulieren, ohne die Vielfalt der tatsächlich erlebbaren Bedeutungen auf willkürlich ausgewählte „Grundzüge“ zu beschneiden?

In der Brockhaus-Enzyklopädie (1987) steht zu „Baum“ folgende Definition: „Ausdauerndes Holzgewächs mit einfachem Stamm, dessen bleibende Verzweigung ab einer bestimmten Höhe zur Bildung der Krone führt (Wipfel-, Kronenbaum) oder unverzweigt in einem Schopf meist sehr grosser Blätter endet (Schopfbaum, so Baumfarne und viele Palmen)“. Sagt diese Definition, die sich an wissenschaftliche Beschreibung und Klassifizierung hält, tatsächlich etwas Wahreres oder Gültigeres aus? Wer soll das entscheiden? Zudem kann (bzw. will) eine auf solche Wissenschaftlichkeit eingeeengte Sichtweise sich nicht auf jene symbolischen Bedeutungen einlassen, mit denen Menschen von je her das Phänomen „Baum“ belegt haben, zum Beispiel jene des riesigen Baumes im berühmten Traum des Nebukadnezar (Dan 4, 7-14) und dessen schicksalhafte Interpretation (Dan 4, 17-24, Jung 1928, § 484) oder die Bedeutung der „Welt- esche“ Yggdrasil in der altnordischen Mythologie (Jung 1945a, § 442) oder die Bewandnis um die arbor philosophica, den „philosophischen Baum“ (Jung 1945b, § 304 ff). Solche Deutungen des Baumes haben aber die Geschichte der Menschheit schon immer beeinflusst; sie sind somit hochwirksam und bedeut- sam. Deshalb kann man sie – zumindest in den Wissenschaften des menschlichen Seins – nicht einfach als „subjektive“ Aussagen beiseiteschieben.

Doch die traditionellen Naturwissenschaften versuchen bei der Erfassung von Welt, genau diese sogenannten „subjektiven“ Faktoren beim Erkennen „auszuschalten“, um so eine „objektive“ Sicht zu gewinnen. Die fulminante Entwicklung von Anwendungen wissenschaftlicher Grundlagenforschung für die Praxis schien denn auch einen unwiderlegbaren Beweis für die Richtigkeit dieses „objektiven“ Weltbildes zu liefern. Denn nur dank solchen wissenschaftlichen Methoden las- sen sich Herzoperationen, Mondflüge und die Entschlüsselung von Gensequen- zen erfolgreich realisieren. Betrachtet man aber nur schon die Wettervorhersa- gen, so ist deren Erfolg bzw Gültigkeit schon stark eingeschränkt. Jeder Meteoro- loge weiss, dass er die aus vielen Messungen gewonnenen Daten interpretieren muss, dass er seine persönliche Erfahrung mitbenötigt, um etwa aus drei oft un- terschiedlichen Computermodellen das für ihn wahrscheinlichste heranzuziehen, und auch dann bleibt stets ein nicht geringer Rest an Unsicherheit bei den Prog- nosen, insbesondere je lokaler die Ansprüche sind.

Wie wir inzwischen wissen, haben selbst die seit Newton über 300 Jahre für uni- versal gehaltenen „Naturgesetze“ ihre „Allgemeingültigkeit“ verloren. Die Thermodynamik brachte den Wegfall der zeitlichen Symmetrie auf der mikro- skopischen Ebene, dh die Irreversibilität der Prozesse, und die Chaostheorie zeigt, dass die „Naturgesetze“ nicht länger Gewissheiten darstellen, sondern Möglichkeiten. Statt eines geschlossenen, determinierten Weltbildes, dessen Zukunft und Vergangenheit austauschbar waren, beschreiben die irreduziblen, probabilistischen Gesetze derzeit ein „offenes“ Universum, in dem in jedem Au- genblick neue Möglichkeiten ins Spiel kommen. Nach Ilya Prigogine, Chemie- Nobelpreisträger von 1977, und der Wissenschaftstheoretikerin Isabelle Stengers muss zwingend auch der Einfluss des beobachtenden bzw Fragen an die „Natur“

stellenden Menschen berücksichtigt werden, nämlich die „Wechselwirkung zwischen dem Erkennenden und dem Erkannten“ (Prigogine/Stengers (1993, S 312). Auch die soeben emeritierte Zürcher Wissenschaftstheoretikerin Helga Nowotny zeigt mit dem Buchtitel „Es ist so. Es könnte auch anders sein.“, dass die alten wissenschaftlichen Glaubensgewissheiten nicht mehr sakrosankt sind.

Auf der Ebene des Erkennens ist die Spaltung zwischen „subjektiv“ und „objektiv“ künstlich und bestimmt das Verhältnis zwischen Sein und Seiendem gerade nicht. Ich habe in meinem Buch das dialektische Urverhältnis der gegenseitigen Bedingtheit aufgezeigt. Von dieser ontologischen Grundlage her ist es völlig obsolet, eine „objektiv“ erkennbare Welt zu postulieren. Wenn wir von „Welt“ reden, von den in ihr vorfindbaren Dingen, Mächten, Verhältnissen, so meinen wir, von uns, den Redenden, abzusehen. Aber die Analyse des menschlichen Seins ergibt, dass so etwas wie „Welt“ als Seiendes immer bezogen ist auf ein ihrer bewusstes Wesen, das „Welt“ „haben“ kann. Ein Stein „hat“ keine Welt; er wird durch uns in der „Welt“ „vorgefunden“. „Welt“ „ist“ somit als dieses Gefüge von menschlichem Sein, das die Welt als Seiendes erkennend vollzieht. Menschliches Sein andererseits ist nicht einfach in der Welt „enthalten“; es lebt wirkend in ihr, geht tätig und zugleich verstehend in ihr auf. Umgekehrt ist „Welt“ immer auf das Wesen hingeeordnet, das so „in der Welt“ ist. Alles in der Welt Vorfindbare und innerweltlich Seiende ist deshalb bestimmt und begründet durch seine Bezogenheit auf das in der Welt seiende und zugleich welthabende Wesen, nämlich das menschliche Sein. Diese Welt und alles in ihr vorfindbar Seiende ist bedeutungsmässig vom menschlichen Sein her bestimmt, dessen Welt und Gegebenheit es ist. Man gelangt hier zum unhinterfragbaren dialektischen Verhältnis von Sein und Seiendem.

Jung hat diesen Sachverhalt in seinen Worten so umschrieben: „Psychisches Sein ist ... die einzige Kategorie des Seins, von dem wir unmittelbar Kenntnis haben, weil nichts bekannt sein kann, wenn es nicht als psychisches Bild erscheint“ (Spengler aaO S 98). Die erkenntnistheoretische Position Jungs wird noch deutlicher, wenn er bei der Diskussion der Frage einer möglichen Transzendenz Gottes einschränkend festhält, „dass alles, was von ‚Gott‘ ausgesagt wird, menschliche Aussage, d.h. psychisch ist. Das Bild, das wir von Gott haben, ist doch nie ‚los-gelöst‘ vom Menschen“ (Sp, S 98). Mit andern Worten: selbst das „blosse“ Denken von etwas vollzieht sich nur im menschlichen Sein und ist somit untrennbar damit verbunden. Jede Rede von Objektivität im Sinne von „unabhängig vom menschlichen Subjekt“ wird damit unmöglich. Selbst wenn ein Astrophysiker sich mit dem Sonnensystem vor 5 Milliarden Jahren beschäftigt, also zu einer Zeit, wo nach bisheriger Kenntnis weder der Planet Erde noch menschliches Sein existiert haben, muss dieses Sonnensystem, um als seiend bzw. damals seiend gewesen erkannt zu werden, von unserem Astrophysiker gedacht, vorgestellt oder mittels anderen Werkzeugen unseres Geistes, zum Beispiel mathematischen, beschrieben werden. Damit ist es aber schon unlösbar mit dem heutigen Sein und Bewusstsein dieses Astrophysikers verknüpft, also auch von seiner Weise des

Erkennens mitkonstituiert. Die zahllosen mythischen, religiösen und wissenschaftlichen Theorien zum Beispiel über den Anfang des Universums vor 10 bis 15 Milliarden Jahren illustrieren das überzeugend (Sp, S 100). Jede Aussage der Physik ist letztlich genau so eine Bedeutungsgebung des Menschen wie jede andere Wahrnehmung von Dingen. Jung formuliert das so: „Alle Wissenschaft ... ist Funktion der Seele, und alle Erkenntnis wurzelt in ihr“ (Sp, S100).

Diese erkenntnistheoretische Sicht nennt man mit einem etwas unglücklichen Begriff „Konstruktivismus“, unglücklich deshalb, weil damit suggeriert wird, der Mensch konstruiere, mache, errichte die Welt. Das ist natürlich nicht gemeint, denn die Welt ist schon „gegeben“, wir werden ja beispielweise in sie hineingeboren. Aber damit sie „ist“, also als ein Seiendes erkannt wird, braucht es ein Bewusstsein von einer minimalen Entwicklungshöhe, das Welt „haben“ und ihre Bedeutung stiften kann. Konstruieren heisst also nur: Bedeutung geben, sich über etwas als etwas bewusst werden.

Auch Jung hat, trotz älterem philosophischem Standpunkt, die unzerlegbare Verknüpfung der „Welt“ bzw. des Habens von Welt mit dem menschlichen Erkennen klar gesehen. Als er im Jahr 1925 in der weiten Savanne Kenias auf einem Hügel sass und auf der Ebene bis zum Horizont riesige Herden von Antilopen, Zebras usw. sah, hatte er ein merkwürdiges Erlebnis, von dem er Folgendes berichtet: „Es war die Stille des ewigen Anfangs, die Welt, wie sie immer schon gewesen, im Zustand des Nichtseins; denn bis vor kurzem war niemand vorhanden, der wusste, dass es jetzt ‚diese Welt‘ war ... Da war ich nun der erste Mensch, der erkannte, dass dies die Welt war und sie durch sein Wissen in diesem Augenblick erst wirklich erschaffen hatte. Hier wurde mir die kosmische Bedeutung des Bewusstseins überwältigend klar ... Der Mensch, ich, gab der Welt in unsichtbarem Schöpferakt erst die Vollendung, das objektive Sein. Man hat diesen Akt dem Schöpfer allein zugeschrieben und nicht bedacht, dass wir damit Leben und Sein als eine auskalkulierte Maschine ansehen, die sinnlos, mitsamt der menschlichen Psyche, nach vorbekannten und -bestimmten Regeln weiterläuft ... Jetzt wusste ich ...: der Mensch ist unerlässlich zur Vollendung der Schöpfung, ja er ist der zweite Weltschöpfer selber, welcher der Welt erst das objektive Sein gibt, ohne das sie ungehört, ungesehen, lautlos fressend, gebärend, sterbend ... in der tiefsten Nacht des Nichtseins zu einem unbestimmten Ende hin ablaufen würde. Menschliches Bewusstsein erst hat objektives Sein und den Sinn geschaffen, und dadurch hat der Mensch seine im grossen Seinsprozess unerlässliche Stellung gefunden“ (Jaffé 1962, S 259 f). Mit andern Worten: Das Universum, die Erde und viele Lebewesen sind zwar lange vor dem Erscheinen des Menschen „gewesen“, aber das war niemandem bewusst, zumindest nicht in der menschlichen Bewusstseinsart. In diesem Zitat wird nun vollends evident, dass Jung erkenntnistheoretisch die Welt als vom Bewusstsein „geschaffen“ sieht, sie also konstruktivistisch auffasst, obwohl er paradoxerweise noch von „objektivem“ Sein spricht.

Dass inzwischen die moderne Hirnforschung zu einem frappant analogen Schluss kommt, habe ich in meinem Buch im Kapitel über eine Arbeit von Gerhard Roth in Bremen dargestellt (S 88-101). Die Quintessenz zu diesem Themenbereich lautet: der Psychotherapeut Jung, der Seinsphilosoph Keller und der Hirnforscher Roth kommen von verschiedenen Seiten her zum selben Schluss: Im Erkenntnisprozess konstituiert das menschliche Bewusstsein seine Welt.

Wir müssen also einsehen, dass es so etwas wie „Objektivität“ im Sinne einer „absoluten Wahrheit“ nicht mehr geben kann, und seien es auch nur Wahrheiten über Gültigkeitsansprüche bestimmter Aussagen. Das einzige „Rationalitätskriterium“ das als allgemeingültig für eine Wissenschaft gelten kann, ist nach Gerhard Schlosser nichts anderes als „die intersubjektive Akzeptierbarkeit“, nämlich „der praktisch oder diskursiv erzielbare Konsens über die Wahrheit derjenigen Aussagen, die sich aus ihrer Theorie ableiten lassen“ (Schlosser 1993, S 21).

Für Macht- und Dominanzansprüche einzelner Wissenschaften über andere bzw für Forderungen nach Unterwerfung unter deren Paradigmen und Methoden gibt es somit keine Legitimation. Vorwürfe der „Unwissenschaftlichkeit“ fallen heute auf jene zurück, die noch an „objektive Erkenntnis“ glauben und alles, was sich diesem überholten Paradigma nicht unterzieht, als „ungesichert“, „unseriös“ usw bezeichnen. Ich meine, dass einige dies sogar wissen, aber dennoch auf ihrem Wissenschaftlichkeitsanspruch beharren, weil sie einem Machtstreben verfallen sind. In unserem beruflichen Bereich ist es der Anspruch der Psychologie auf die Definitionsmacht über die Psychotherapie. Dieser ist nach unseren Ausführungen gerade nicht wissenschaftlich begründbar, sondern entlarvt sich als standespolitisch motiviert.

*

Unsere Sicht oder Theorie über das Wesen und die Verläufe unseres Seins nennen wir *Menschenbild*. Ohne hier auf die ontologischen Gründe dafür einzutreten – das ist im Buch nachzulesen – möchte ich in diesem Zusammenhang auf ein zentrales Faktum hinweisen. Wie schon Jung gesehen hat, ist das menschliche Leben *gerichtet*, das heisst es verläuft stets von der Geburt zum Tod. Dabei ist festzustellen, dass das menschliche Sein auf eine *Entwicklung* hin angelegt ist. Jung nennt sie die *natürliche Individuation*. Andererseits beschreibt Jung den Individuationsprozess als *bewussten* Differenzierungsprozess auf die eigene Individualität hin, im Rahmen sozialen Bezogenseins selbstverständlich. Bei Wilhelm Keller heisst das Faktum des Angelegtseins des menschlichen Seins auf eine Entwicklung hin *Selbstverwirklichungsstreben*. Das Movens, also was den Menschen dazu bewegt, sich zu entwickeln, bezeichnet er mit dem Begriff der *Expansivität* des Lebens.

Dieser Begriff ersetzt den früheren Triebbegriff, der wegen seiner Verflechtung mit den Verhältnissen beim tierischen Leben zu grossen theoretischen und praktischen Schwierigkeiten führt, wenn er tel quel auf das menschliche Sein übertra-

gen wird. Das ist leicht aufzuzeigen bei Freud. Mit der Annahme des Sexualtriebes als dominierenden Lebensdranges war es Freud nicht möglich, eine befriedigende Theorie über die *geistigen und kulturellen Leistungen* des Menschen auszuformulieren; er war genötigt, die Herkunft dieser Leistungen mittels der Sublimationstheorie aus Umformungen des Sexualtriebes abzuleiten, was in verschiedener Hinsicht fragwürdig ist. Jung hat diese Theorie nicht mitgetragen; er fasste das Geistige schon früh als ein *principium sui generis* auf.

Kellers These des *Selbstseins* als *spezifisch menschlicher Seinsweise* bringt hier den entscheidenden Durchbruch zu einer adäquateren Sicht. Da ist zunächst die *Expansivität in den vier elementaren Strebenskategorien* des Menschen, nämlich die Grundformen der *Aneignung* (Habenwollen), der *Selbstbehauptung*, des *Kontaktes* und der *Tätigkeit*. Sie werden in Unterformen differenziert, so dass damit die biologischen Lebensphänomene beschrieben werden können. Entscheidend ist aber, dass nun *ein spezifisch menschliches Streben diese übergreift und durchdringt*. Dieses zentrale Phänomen des menschlichen Lebens, das sich auch aus dem Angelegtsein auf eine Entwicklung hin ableitet, ist das Streben nach einem hochwertigen eigenen Dasein. Es ist das *Selbstwertstreben*. Wir können es alle selber spüren, wenn wir darin versagen, wenn sein Anspruch auf Erfüllung unbefriedigt bleibt. Dann leiden wir an einem Minderwertgefühl. Massstab dabei ist das Verhältnis des faktischen Soseins zu seiner eigenen Möglichkeit.

Damit ist nun nicht mehr das „Triebleben“ allein grundlegend wie bei Freud, sondern mit dem Selbstwertstreben als einer Form des Selbstverwirklichungsstrebens wird die elementare Expansivität überformt und unterliegt Wertungen bezüglich ihrer Angemessenheit zur Förderung bzw. Behinderung der Selbstverwirklichung. Darin ist bereits ein Bewusstsein impliziert, ein Selbstinnesein, das wesensmässig zum menschlichen Sein gehört. – In dieser Sicht haben nun geistige und kulturelle Phänomene ihren legitimen Ort. Ich verzichte darauf, die genaueren Erläuterungen hier zu entfalten; dies ist im Kapitel „Das geistige Leben“ (Sp, S 150-177) nachzulesen.

Auch die Themen der weiteren Kapitel kann ich nur andeuten. Wenn die Anthropologie ein Bild des Menschen zeichnet, das auf Selbstverwirklichung (Individuation) hin angelegt ist, dann beschreibt sie zunächst das *Idealbild* eines gegliederten Seins und nicht eine Wirklichkeit. Die *Vorstellung eines optimalen Seins* ist aber notwendig, um davon jene Seinsformen abgrenzen zu können, die daran gemessen unzulänglich sind und die wir meist einer *Störungs- oder Krankheitslehre* zuordnen. Die real gelebten Seinsformen verlaufen bekanntlich keineswegs optimal; sie erleiden Einschränkungen durch erbliche oder soziale Einflüsse, durch Schicksalsschläge, Unfälle, Krankheiten.

Auf der psychischen Ebene wird zum Verständnis dieser Phänomene der Begriff der *Hemmung* zentral. Die menschliche Expansivität unterliegt stets mehr oder weniger starken Begrenzungen und Hemmungen; grundsätzlich stehen jedem Streben mögliche Hemmungen entgegen. (Nur in Klammern: auch *Enthemmungen* beeinträchtigen eine gedeihliche Seinsentfaltung.) Indem aber das Selbst-

verwirklichungsstreben auf ein Sollen hin angelegt ist, nämlich auf ein je höherwertiges eigenes Sein, treten im Fall der Behinderung Schuld- oder Versagensgefühle auf, oft zeigen sich psychosomatische Reaktionen, depressive Gefühle, Ängste, Komplexreaktionen usw, kurz jene Phänomene, die wir als Symptomatik bezeichnen.

Die Jungsche Psychotherapie passt sehr gut in das hier angedeutete Konzept der menschlichen Expansivität und ihrer wesensmässigen Gerichtetheit, da sie über die kausalreduktive Sicht hinaus insbesondere die finale Ausrichtung als entscheidende Grundverfassung des menschlichen Seins betont (Sp, S 179). Die Beschreibungen der Verläufe und der *Symbolik* von Individuationsprozessen, wie sie uns Jung hinterlassen hat, sind daher überhaupt nicht überholt. Auf der theoretischen Grundlage einer ontologisch fundierten Anthropologie sehe ich die praktische Psychotherapie Jungs als eine Methode, die mit den neuesten wissenschaftlichen Entwicklungen kompatibel und somit weiterhin daseinsberechtigt ist.

*

Anhand eines Beispiels aus der psychotherapeutischen Praxis möchte ich Ihnen zum Schluss zeigen, wie ein *Traum* bzw eine Symbolik bei individuationswidrigem Verhalten eine Korrektur im Sinne des Selbstseins ermöglichen, wenn nicht gar erzwingen kann.

Ein lediger Mann in den Dreissigern kommt zur Psychotherapie. Anlass für den Behandlungsbeginn war ein Ausbruch von zerstörerisch-aggressiven Emotionen. Eine damalige Freundin, in die er sich verliebt hatte und für die er in vielen Tagen Arbeit eine Einrichtung für ein Hobby gebaut hatte, enttäuschte seine still aufgebauten Erwartungen auf eine Liebesbeziehung, als er sich ihr endlich eröffnet hatte. Die Abweisung seines Liebesstrebens kränkte ihn derart, dass er kurzerhand alles hoffnungsvoll Aufgebaute zusammenschlug und zerstörte. Nachher verfiel er in eine finstere Depression und Verweigerungshaltung.

Die Therapie deckte allmählich eine frühkindliche Kränkung aus der Zeit nach der Geburt des nachfolgenden Bruders auf. Der Patient war als Erstgeborener noch nicht einjährig, als dieser Bruder zur Welt kam. Von da an entwickelte der Patient eine eigentliche Hassliebe zur Mutter, die besonders in der Pubertätszeit zu tobsuchtsähnlichen Szenen und tagelangen Verweigerungszuständen führte, in denen er sich in einem Zimmer einschloss und unansprechbar blieb. In dieser Spaltung seiner Gefühle zwischen tiefer Sehnsucht nach liebender Mütterlichkeit und dem manifesten Hass aus Enttäuschung über die versagte Gewährung blieb er gefangen. Zugleich erlebte er die Frauen meist als bedrohlich einschränkend, da im elterlichen Hause seine Mutter „die Hosen anhatte“ und stets am sich zurückziehenden Vater herumkritisierte. Ohne es zu merken, hatte der Patient über die Jahre die nörgelnde, zu Perfektionismus und Moralisieren tendierende Einstellung seiner Mutter zu seiner eigenen Lebensleitlinie gemacht. Er war äusserst arbeits- und leistungsorientiert und hatte für die dionysischen Seiten des Lebens

nur tadelnde Verachtung übrig. Zugleich fühlte er sich unglücklich und unzufrieden; Versuche zu Freundschaften mit Mädchen blieben in einer ängstlich-vorsichtigen Kameradschaft stecken.

Im Verlauf der Therapie nahm die Entwicklung des Mannes einen erfreulichen Verlauf. Das Depressive wich einer offeneren, lebensbejahenderen Einstellung, die engen moralistischen Normen lockerten sich unter dem Einfluss zahlreicher Träume, in denen der Träumer sehr ausschweifende sexuelle Erlebnisse genoss, und er konnte nicht umhin, die zuvor verpönte sexuelle Expansivität als eigene, zur Verwirklichung drängende Seinsmöglichkeit anzuerkennen. In dieser Situation kam er an seinem Arbeitsplatz mit einer jungen Frau ins Gespräch. Sie erwähnte beiläufig, sie suche ein Zimmer, um von den Eltern wegzukommen. In einer ihn selber erstaunenden Spontanität offerierte er ihr, sie könnte ein leerstehendes Zimmer in seiner Wohnung haben. Sie besichtigte dieses und sagte zu. Beide hatten sich bisher nur aus Distanz gekannt. Nun spürte er die heimliche Hoffnung, endlich zu einem weiblichen Wesen zu kommen und damit zur Möglichkeit, seinen sexuellen Tatendrang leben zu können. Der Einzugstermin wurde auf zwei Wochen später vereinbart.

Einige Tage nach dieser Abmachung überfiel den Patienten aber eine wachsende Angst, auf was er sich da einlasse. Er fürchtete, sich an die Frau binden zu müssen, und schrieb ihr in einer Panikreaktion einen Brief, worin er sein Angebot zurückzog. Mir gegenüber fand er jetzt seine spontan gemachte Offerte „blöd“. Er könne sich nicht vorstellen, dass eine junge Frau in seiner Wohnung lebe. Da könne er nicht mehr tun und lassen, was er wolle, da fühle er sich unfrei. Die Frauen sollten ihm doch „gestohlen werden“.

Dann erzählte er mir einen Traum, den er in der Nacht nach dem Wegschicken des Absagebriefes gehabt hatte. Er lautet: „Mein Bruder schneidet sich sein Glied ab, und zwei weitere Männer tun das selbe. Ich bin entsetzt. Das Glied des Bruders war noch wenig entwickelt.“ – Der Mann war von diesem Traum sehr erschüttert und beunruhigt.

Es war augenfällig, dass der Traum in engstem Zusammenhang stand mit dem Zurückweichen vor der neuen Lebensmöglichkeit mit der jungen Frau. Die in der Entwicklung der Männlichkeit noch unreife Seite des Träumers, dargestellt in seinem jüngeren Bruder, schneidet sich die Möglichkeit männlichen Verhaltens ab, die vom Penis symbolisiert wird. Wie gewalttätig und einschneidend diese Selbstkastration war, unterstrich der Traum mit der dreifachen Darstellung dieses Aktes. Die dreifache Wiederholung eines Geschehens kommt häufig auch in Märchen und Mythen vor, und meist gelingt die Problemlösung erst beim dritten Mal respektive durch den dritten, der es versucht. Der dritte Anlauf bringt den Durchbruch, er gilt definitiv. Die Selbstbeschneidung hat ihr mythologisches Vorbild zum Beispiel im Kult der Göttin Kybele, der kleinasiatischen Magna Mater und Vegetationsgöttin, welcher um 500 vor Christus bis Athen gelangte. Attis, nach der Sage ein schöner Hirt, wurde von ihr geliebt und in einen Zustand der Raserei versetzt, in dem er sich entmannte. Der orgiastische Kult mit Pries-

tern, die sich entmannten, verbreitete sich in der Kaiserzeit bis nach Rom. Das Symbol der Selbstentmannung bedeutet, dass ungenügend entwickelte, in der Sohnrolle stagnierende Männlichkeit der Mutter verhaftet bleibt und sich ihr damit unproduktiv opfert. Die unbewusste Treue zum Mutterbild, das in seiner Gegensätzlichkeit von Hoffnung auf Gewährung und schulderfühltem Versagungshass die ganze männliche Entfaltungskraft des Träumers an sich bindet, schneidet seine Entwicklungsmöglichkeit drastisch und endgültig ab.

Für den therapeutischen Ansatz war von eminenter Bedeutung, dass das sogenannte „Traum-Ich“ auf diese Handlung mit *Entsetzen* reagierte. Ich achte stets sorgfältig darauf, wie das „Traum-Ich“ sich verhält, wie es *emotional* reagiert. Im vorliegenden Traum ist eine eindeutige, starke Gefühlsreaktion festzustellen, die den Träumer noch im Wachen erschüttert. Im Entsetzen äussert sich unmissverständlich eine *Ablehnung* der Selbstbeschneidung, und diese Emotion war der Schlüssel zur Erkenntnis, was der Mann mit sich zu tun im Begriffe war. Durch die Rückbesinnung auf dieses Entsetzen konnte der Patient nun spüren, wie sehr er sich in seiner muttergebundenen Abhängigkeit und Ängstlichkeit seine eigenen Möglichkeiten beschnitt. Der Traum gab ihm gleichsam einen heilenden emotionalen Stoss, der ihn zur Besinnung auf sein Selbstsein nötigte, so dass er sich aufraffte und trotz Schamgefühlen über seine Wankelmütigkeit eine Aussprache mit der jungen Kollegin herbeiführte. Sie kamen erstmals tiefer in ein Gespräch. Schliesslich rückte er damit heraus, er habe das Zimmer abgesagt, weil er nicht garantieren könne, dass er nicht irgendwann zu ihr ins Zimmer kommen und sie begehren könnte. Sie lachte und antwortete, vielleicht gefiele ihr das – damit war der Bann gebrochen, und nach kurzem zog die junge Frau bei ihm ein. Es entwickelte sich bald ein beidseits beglückend erlebtes Liebesverhältnis.

Mit dem Eingeständnis des Sexualwunsches – die Fantasie des Eindringens in ihr Zimmer – wird ein weiterer Aspekt des Kastrationsmotives im Traum sichtbar, nämlich jener der Bestrafungsangst durch das moralisch rigide Mutterbild. Es droht gleichsam mit der Strafe der Kastration für die sexuellen Fantasien, die der Patient insgeheim schon mit dem ersten Zimmerangebot verbunden hatte. Sein Kontaktstreben war durch Mutters frühere realen Einflüsse so gehemmt und als verboten verpönt, dass es im Traum dreifach beschnitten wird. Und trotz dem auf Grund der Einsicht in die Bedeutung des Traumes dann geänderten Verhalten musste der Mann aus Angst vor einer Ablehnung seiner Sexualwünsche auch durch die junge Frau sich im voraus bei ihr versichern, dass dies nicht geschehe.

In diesem komplexen psychischen Gebilde von sexuellem Begehren, behindert durch Moralbeschränkungen, Strafbefürchtungen und Kränkungsängsten setzt sich schliesslich eine Art „Wissen“ um das „richtige“ Verhalten durch. Mit dem sich des Träumers bemächtigenden Entsetzen über die Selbstentmannung wird die Besinnung auf selbsthaftes Handeln ermöglicht, wenn nicht sogar erzwungen. In diesem Traum wird eine *innere Leitfunktion* evident, welche individualisierungshemmendes Verhalten in drastisch-bildhaftem Geschehen sichtbar macht

und damit das betroffene Individuum dazu anhält, die Hemmung zu erkennen, aufzugeben und das bisher gescheute Risiko selbsthaften Verhaltens einzugehen.

Letztlich beruht die therapeutische Wirkung des eben geschilderten Traumes auf der *Symbolisierung*. Das männliche Glied ist nicht einfach wörtlich als Penis zu verstehen, sondern als Phallos, als rituelles Symbol, wie es schon im Altertum bekannt war. Als solches ist es nicht scharf abgrenzbar, nicht eindeutig definierbar, so dass es unter der klassisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise aus der „Wissenschaftlichkeit“ herausfällt. Dessen ungeachtet ist das Symbol eines der wirksamsten Therapeutika. Im Traum wird die Situation des Träumers bzw sein Verhalten des Wachlebens symbolisch ausgedrückt. Der Affekt, den das Symbol im Traumgeschehen auslöst, wirkt bis ins Wachsein nach und schafft so eine Verbindung zwischen dem Traumleben und dem Wachleben. Jung bezeichnet diese symbolbewirkte Verbindung zwischen „Unbewusstem“ und Bewusstsein mit dem Begriff der *transzendenten Funktion* (Jung 1916, § 131 ff). Wenn sie auftritt, bedeutet dies oft einen Wendepunkt im therapeutischen Prozess und darüber hinaus im Leben, indem aus der Wirkung des Symbols eine neue Einstellung des Patienten zu seiner Situation möglich wird, was wiederum andere bewusste Verhaltensweisen ermöglicht (Kast 1990).